

Als hätte es Gott in den Zwanzigern entworfen

Mit dem Schotten Martin Boyce gewinnt der Favorit den diesjährigen Turner-Preis. Die Ausstellung der vier Nominierten in Newcastle zeigt den stärksten Jahrgang seit langem

Dieses Jahr war alles ein bisschen anders. Nur selten verlässt der Tross Londoner Kulturjournalisten die Hauptstadt en bloc. Newcastle ist dabei noch seltener ihr Ziel. Doch jetzt fand, erst zum zweiten Mal in der Geschichte des Turner-Preises, die Ausstellung der nominierten Künstler nicht in London statt. Und zum allerersten Mal war keine Tate-Dependance der Austragungsort. Nachdem man vor vier Jahren in der Tate Liverpool gastierte, stellten die vier Kandidaten nun im Baltic Centre for Contemporary Art in Newcastle aus; hier wurde der Preis auch verliehen.

Die zweite Besonderheit: Am Ende gewann Martin Boyce, also tatsächlich einmal der Künstler, den alle mit etwas Ahnung als Favoriten gesehen hatten. Und, besonders schockierend, der nach wie vor als bedeutendste britische Auszeichnung für Zeitgenössische Kunst geltende Preis war 2011 kein bisschen langweilig. Im Gegenteil, dieser Jahrgang wird als stärkster der letzten zehn Jahre in Erinnerung bleiben. Allein Hilary Lloyd fiel mit ihren hektischen Videoinstallationen qualitativ aus dem Rahmen. Alle anderen, neben Boyce Karla Black und George Shaw, hätten den mit 25 000 Pfund dotierten Preis verdient gehabt.

Das will etwas heißen nach den vielen Turner-Ausstellungen, die man in den letzten Jahren mit dem schlimmsten Gefühl verließ, das einen beim Betrachten von Kunst überkommen kann: Gleichgültigkeit. Davon kann nicht die Rede sein, wenn man sich in George Shaws Emaille-Gemälden versenkt, die mit meisterlicher Genauigkeit Details aus der verrotten Wohnsiedlung festhalten, in der Shaw aufwuchs. Oder wenn man Blacks trügerisch kindliche Rauminstallation aus Papier, Zellophan, Puder und Badezusätzen betritt und sich kaum zurückhalten kann, in diese riesige Spiellandschaft hineinzuspringen.

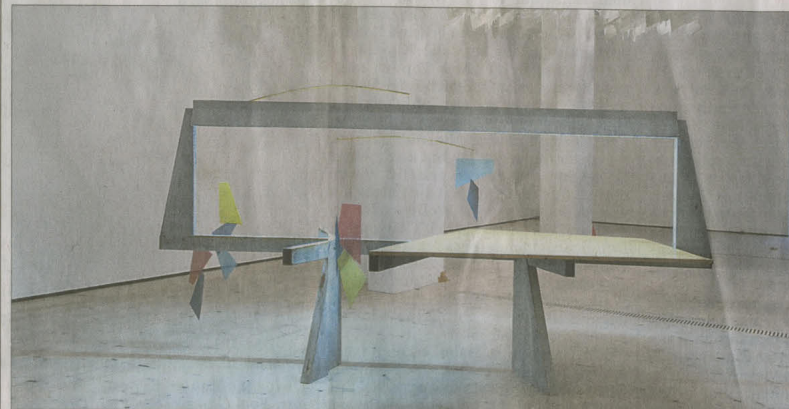
Hätte es einen Publikumspreis gegeben, er wäre wohl Shaw zugesprochen worden. Dass letztlich der 44-jährige Schotte Martin Boyce die Nase vorn hatte, verdankt er der Klugheit, mit der er Interieur-Landschaften erdenkt, diese aber, anders als Black, feiner auf die jeweilige Umgebung abstimmt und mit kunsthistorischen Verweisen spickt. In einer Zeit, in der, besonders in Großbritannien, immer wieder das endgültige Scheitern des Modernismus beschworen wird, ist Martin Boyces Auseinandersetzung mit dessen Erbe und Einfluss umso faszinierender. Ausgebildet an der Glas-

gow School of Art, hat er immer wieder verfremdete architektonische Elemente des 20. Jahrhunderts in den Fokus seiner Werke gerückt.

Über seine nun in Newcastle ausgesetzte Arbeit „Do Words Have Voices“ schrieb der *Daily Telegraph* tref-

fend: „Wenn Gott ein angesagter französischer Designer der 1920er wäre, dann sähe die Natur so aus wie diese Installation.“ Die offensichtlichste Inspiration des Werks sind die kubistischen Arbeiten der Brüder Jan und Joël Martel. An der Decke hängt eine gezackte Skulptur,

die wie ein weißes, am Reißbrett erdachtes Blätterdach wirkt. Damit korrespondiert das auf dem Boden verteilte Krepppapier-Laub. Die zentrale Skulptur zitiert einen Tisch von Jean Prouvé, erweitert um eine Mobile-Konstruktion, die von Alexander Calder stammen könnte.



Der 44-jährige Martin Boyce gewann mit seiner Installation „Do Words Have Voices“ den wichtigsten Preis für zeitgenössische Kunst in England. Statt in London fand die dazugehörige Ausstellung zum ersten Mal in Newcastle statt.

Foto: Colin Davison

Man fühlt sich wie bei einem Parkspaziergang durch den Herbst einer Kunststeppe. Boyce gelingt es, Geometrie und Melancholie miteinander in Einklang zu bringen.

Boyces Dankesrede wurde kurz verzerrt vom Versuch eines Flitzers in eine rosa Tutu, der die Bühne erstürmen wollte. Der Zwischenfall brachte den – trotz aller Favoritengerüchte – Künstler jedoch nicht aus dem Konzept. Er versäumte es nicht, nach seiner langen Dankesrede abschließend auf den Zustand des britischen Bildungswesens einzugehen. „Wenn die Bildung durch die Mangel gedreht wird wie im Moment, ist es besonders wichtig, anzuerkennen, wie wichtig Lehrer für uns sind.“ Das durfte man sowohl als Solidaradresse an jene Schullehrer verstehen, die vergangene Woche gestreikt hatten, als auch als Verweis auf die Gefahr, in der die Qualität der künstlerischen Ausbildung durch die Kürzungen der britischen Regierung schwebt.

Die Qualität des Turner-Wettbewerb 2011 war hingegen erfreulich hoch. Nimmt man sie als Indikator, dann sollte der Preis künftig nur noch außerhalb Londons vergeben werden.

ALEXANDER MENDEL